Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 10

Artikel: Notizen über die Geschichte der russischen Randvölker [Fortsetzung]

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-634926

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

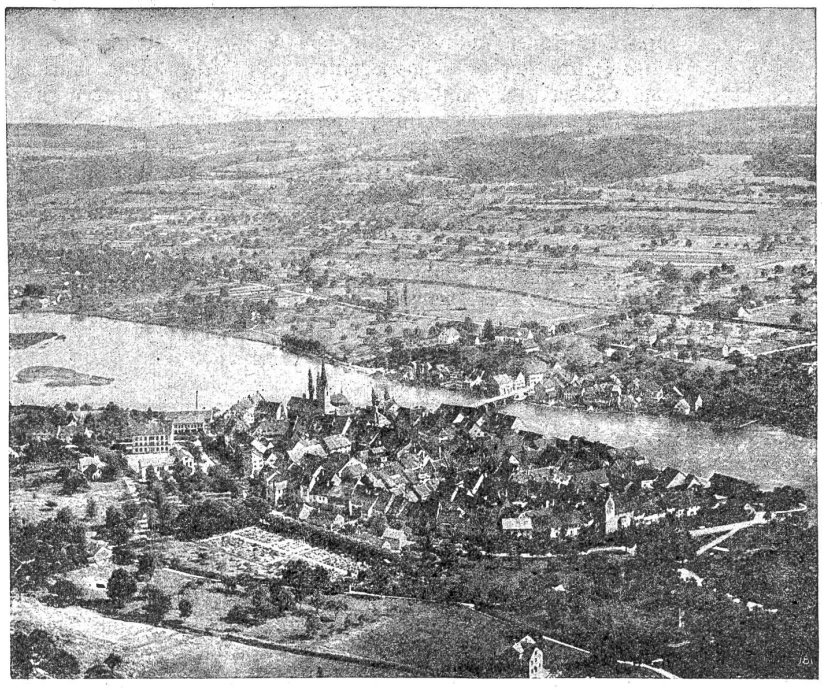
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Gesamtansicht von Stein a. Rh., vom Klingen aus aufgenommen.

gute Beispiel blieb nicht unbeachtet. Die Steiner fingen an, die Schönheiten ihres Städtchens zu sehen und zu schätzen. Sie behandeln die privaten und öffentlichen Baufragen nach den Gesichtspunkten des Heimatschutzes, sehr zu ihrem eigenen Vorteile und Ruhme. So lösten sie im Sinne der Erhaltung des guten alten Stadtbildes die Frage der Rathausrenovation. Nach der Meinung der zünftigen Heimatschützler taten sie an farbiger Ausstattung der Facade des Guten nur zu viel. Da und dort war von frühern Geschlechtern schon gesündigt worden; am Untertorturm wurde durch Verputz reiches Fachwerk verdeckt; der behäbige, eindrucksvolle Mauerturm, der ehemals dem obern Tor, im Volksmund „No ne Wili Törli" genannt, als treuer Wächter zur Seite stand, ist heute nicht mehr.

Aber was die Hauptsache ist: die Grundanlage des Städtchens ist intakt geblieben. Das erkennt man auf obenstehendem Bilde, das die Gesamtansicht vom Klingenberg aus wiedergibt. Die geschlossene historische Anlage ist nirgends aufgerissen; es klafft keine störende Lücke im halbkreisförmig am Flußufer angeschlossenen Häuserganzen. Die unmittelbare Umgebung des Städtchens ist von wesensfremden Bauten, von häßlichen Industrieanlagen verschont geblieben. Daß eine eventuelle spätere Bauentwicklung des Städtchens auf diese wertvolle Tatsache Rücksicht nehmen muß, dafür sorgt ein kluger Bebauungsplan.

Nicht minder reizvoll bietet sich die Landschaft jenseits des Rheines, dem Städtchen gegenüber, dem Beschauer dar. (Man vergleiche die Abbildung). Die dörfliche Siedelung Burg, die den Bahnhof der Bodenseelinie diskret hinter Baumgrün verbirgt, löst sich in eine obstbaumreiche Landschaft auf. Wir tun hier einen aufschlußreichen Blick ins Thurgauerland hinein, bei dem sich uns der Zusammenhang zwischen den wohlgepflegten tausenden von Obstbäumen und dem sagenhaften Namen Mostindien offenbart.

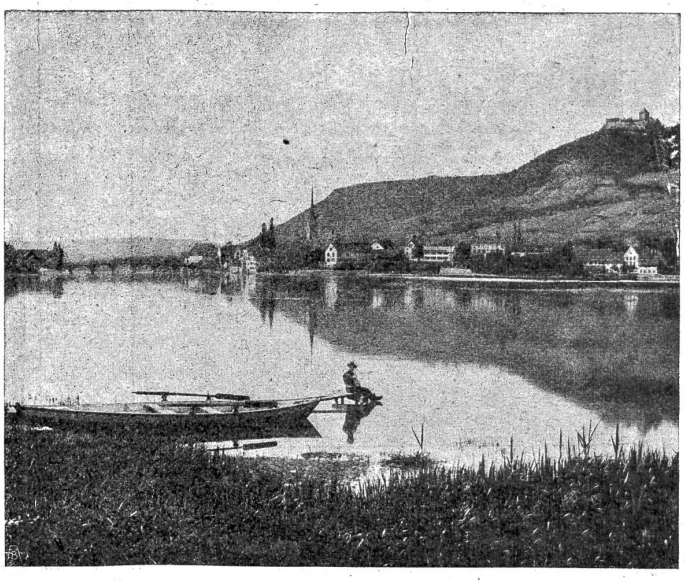
Stein am Rhein hat mit seinem linksufrigen Vorort Burg nicht ganz 2000 Einwohner. Es besitzt einige kleine Fabriken: eine Schuhfabrik mit zirka 130 Arbeitern, eine Uhrenschalenfabrik mit zirka 50 Arbeitern, eine Stuhl- und Makkaronifabrik und Gerbereien. Die Bedeutung des Städtchens beruht wie gesagt auf seiner idyllischen Unberührtheit und Unversehrtheit und auf seiner wundervollen Lage; auf dieses Juwel von Schweizerstädtchen haben wir die Leser unseres Blattes deshalb gerne aufmerksam gemacht, weil der hier zum Ausdruck kommende Heimatschutzgedanke auch in der Frage des Berner Bebauungsplanes nach Geltung und Anerkennung ringt. H. B.

Notizen über die Geschichte der russischen Randvölker.

II. Letten, Liven und Esthen.

Ungleich der Littauer-Geschichte ist die des Brudervolkes: der Letten; sie hatten seit 800 Jahren das gleiche Schicksal wie ihre nördlichen Nachbarn, die Liven und Esthen, eine finnische Gruppe, die den von Südosten andringenden Russen nicht erlegen war. Vom Augenblick an, da diese Völker in das Licht der Geschichte eintreten, sind sie Unterworfene; sie sind es bis heute geblieben. Es sollte keinen wundern, wenn sie die Merkmale der Sklaverei davongetragen hätten: Unterwürfigkeit, Neid, Wankelmut, Grausamkeit gegen Gestürzte.

Die ersten Fremdlinge, die in das Land einbrachen, waren die deutschen Schwertbrüder, eine christliche Rittergesellschaft, gegründet zum Zweck der Eroberung irgend eines „heidnischen" Landes. Sie faßten festen Fuß in Livland, das ihnen bis 1237 gehörte und arbeiteten den deutschen Ordensrittern vor. Der deutsche Orden arbeitete in Preußen vielleicht fünfzig Jahre an der Eroberung und faßte dann in Kurland Fuß, erbte die Trümmer des Schwertbrüderstaates, dann 1346 auch Esthland. 1384 eroberte er das littauische Szemaiten („Niederland", sprich Schemaiten) mit Kaunas. Um 1400 stund der Ordensstaat in höchster Blüte. Man suche auf der Karte und denke sich als geographische, staatliche unabhängige Einheit die heutigen Länder West- und Ostpreußen, Szemaiten, Kurland, Livland und Esthland. Die innere Verfassung des Staates glich aufs Haar der türkischen. Statt des Sultans hieß der Führer des Herrenvolkes Großmeister. Wie die Türken über die Christenvölker, so setzten sich die Ordensritter über die baltischen Heiden als Adel, verteilten Land und Leute unter sich als Beute und genossen die Früchte fremder Arbeit. So sah

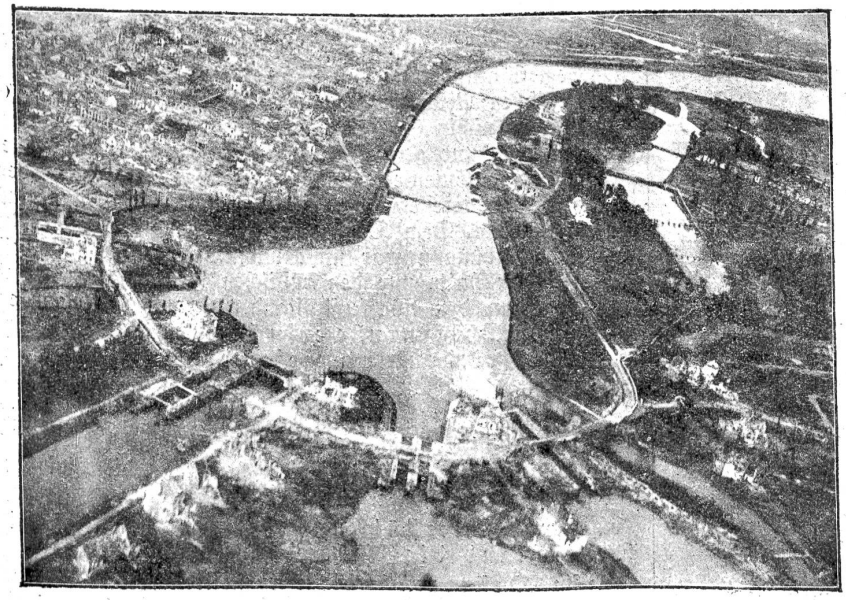


Stein a. Rh. vom Fluß aus gesehen.

eine mittelalterliche Erwerbsgesellschaft großen Stils eben aus. Um ihre Macht zu befestigen, zogen die Herren aus dem Menschenreservoir Deutschland, ebenso wie die Türken aus Turan, Landsleute nach, ließen sie in Städten wohnen und gaben ihnen mancherlei Privilegien; andere erhielten Bauerngüter als Lehen von den Herren. Eins nur hatten die Ritter von den Türken voraus: den Glaubenseifer; sie missionierten die Heiden. Die unabhängigen Bischöfe von Oesel, Dorpat, Kurland und der Erzbischof von Riga besaßen vielleicht ein Viertel des Landes, ebenso die preußischen Bischöfe. Die deutschen Bürger und Bauern mehrten sich. In Preußen verdrängten sie mehr und mehr die Ureinwohner. Der Rest verdeutschte. Nicht so in den nördlichen Landen, die weiter entfernt lagen. Diese deutsche Eroberung bildet die Grundlage der heutigen Klassenzustände im ganzen frühern Ordensgebiet. Heute noch sitzt in allen Städten von Danzig bis Narwa ein teilweise deutsches Bürgertum, während Grund und Boden mehrteils deutschen Baronen gehören. Abhängig von ihnen ist das Landvolk, ob es nun verdeutscht, lettisch oder esthnisch sei. Darum der unausrottbare Gedanke in den Köpfen der deutschen Aristokratie, daß die heute russischen Gebiete eigentlich deutsch seien. Sie sind es wirklich von jenem Standpunkt aus, der das Volk nur in den Grundbesitzern sieht.

Die Geschichte nach 1400 bedeutet nichts als einen beständigen Wechsel des Landesherrn. Die eigentlichen Besitzer, die Ritter, blieben unter allen fremden Herrschern fest auf ihrem Boden. Mit 1410 beginnt der Zerfall des Ordensstaates, aus Mangel an eigentlicher Volkskraft. Polen nimmt Szemaiten weg. Hier allein hatten die Deutschen nie Boden gefaßt. 1466 nach der Schlacht von Tannenberg zog Polen auch beide Preußen an sich. Ein Jahrhundert lang hielten sich die Ritter noch unabhängig in den drei Teil-Herzogtümern Kurland (lettisch), Livland (halb lettisch, halb livisch) und Esthland. Dann nahmen die Dänen Nordkurland und Oesel, die Polen Kurland und Livland, die Russen Dorpat und die Schweden Esthland. Das war das Ende des Ordensstaates anno 1558 bis 1561. 69 Jahre später erwarb Gustav Adolf Oesel und Livland für Schweden.

Wieder hundert Jahre später eroberte Peter der Große Esthland und Livland für das Zarenreich (1721). In der ersten Teilung Polens kamen an Rußland Dünaburg und das sogenannte polnische Livland, nämlich der lettische Teil des Gouvernements Witebsk. In der dritten Teilung mit Ostlittauen auch Kurland, wo der zarische Einfluß schon 100 Jahre vorher geboten hatte. In dieser Weise wurden die Länder von Hand zu Hand geschoben, von fremden Heeren heimgesucht, verwüstet, wieder aufgebaut. Die Völker freilich wechselten nie ihren Besitzer. Oben blieb unverändert die Klasse der Balten: die Barone und ihre Verbündeten, die Stadtbürger und die meist aus ihren Reihen stammende deutsche Geistlichkeit im Lande. Es ist wahr, man kommt mit deutschen Worten von Memel nach Narwa; denn die Russen haben Jahrzehnte lang die Sprache der Herren im Land gefördert. Das war, bevor der preußisch russische Gegensatz begann. Vielleicht ist die eigentliche Geburtsstunde dieses Gegensatzes jener Moment, den die Letten und Esthen bisher als den größten ihrer langen Leidensgeschichte ansehen: Den Moment, als die Leibeigenschaft für sie ein Ende nahm. Damals begann im Grunde die Revolution der Ostseevölker gegen ihre Herren, die, so wollte es die Geschichte, deutsche Junker sind. Es ist eine große Frage, ob das deutsche Volk solidarisch sei mit seinen Junkern und deren baltischen Brüdern, oder mit den lang geknechteten Ostseevölkern.



Die Schleusenanlagen der Stadt Nieuport (in Flandern), aus 200 Meter Höhe von einem deutschen Beobachtungsflieger aufgenommen.

Krieg und Frieden.

Bericht vom 1.—7. März.

Wenn die Nachrichten des „Daily Graphic", wonach die deutsche Offensive im Westen nun schon zweimal um 14 Tage verschoben wurde, respektive vierzehn Tage lang nicht zu fürchten war, nicht bloß auf militärischen Beobachtungen beruhten, so darf man hoffen, daß gegenwärtig irgendwo zwischen englischen und deutschen Vertrauensmännern geheime Verhandlungen stattfinden. Es gibt außerdem eine Reihe Gründe zur Annahme, daß beide Gegner ein gewisses Interesse haben können, gerade jetzt dem Kriege ein Ende zu bereiten. Und neben den Gründen bestehen sogar Anzeichen hiefür. Die neuen Verhandlungen über den Austausch von Kriegsgefangenen in Bern sind in Beziehung zu setzen mit dem Abmarschplan der internationalen Sozialisten von Stockholm nach Bern. Die Abordnung des rumänischen Gesandten in London zu den Friedensverhandlungen nach Bukarest gab Anlaß zum Gerücht, Rumänien werde die Brücke der Entente zu Deutschland bilden. Seltsam ist nur, wie sich diesmal die deutschen Kriegszeitungen energisch gegen einen solchen Friedensversuch Englands wehren, statt wie vor Neujahr die englischen gegen Deutschlands Versuche, über Rußland den allgemeinen Frieden zu erlangen. Es ist natülich, daß heute in England insgeheim viel mehr nach Anknüpfungspunkten gesucht wird, als vor dem russischen Zusammenbruch. Und umgekehrt erkaltete die Sehnsucht nach allgemeinem Frieden bei der deutschen Reichsleitung seit der Niederwerfung des Ostens sehr.

Auch öffentlich wird diskutiert. Pichon, der französische Außenminister, führte in einer Rede vor der Kammer einen Brief Kaiser Wilhelms I. von 1871 an die Kaiserin Eugenie vor, worin der Monarch sein einziges Interesse zur Annexion von Elsaß-Lothringen nannte: Die militärischen Vorteile. Wenn Pichon hiermit die Abwesenheit von nationalen Ansprüchen auf deutscher Seite beweisen will, so vergißt er, daß eben der Monarchismus seinem Grundwesen nach nicht nationalistisch denkt, daß aber gerade jenes Deutschland, das man nach dem